

pädagogen zu verdanken, daß die einst berüchtigten „Wilhelmsburger Türkenboys“ nun zur Demonstration ihrer Friedfertigkeit durch ihren Stadtteil joggen und in den Schulen Anti-Gewalt-Referate halten.

Und in der Stuttgarter Satellitenstadt Freiberg nimmt sich Streetworker James Bock, 41, bereits elfjährige Knirpse vor, die gerade ihre erste Bande gegründet haben, die „Killers“. Bock: „Da kom-

men die ins kritische Alter; sie fangen an, Mädchen anzumachen: ‚Hey, ich will dich ficken.‘ Die wissen zwar noch nicht, was das heißt, aber so ärgern sie schon mal die Mädchen.“

Bock lenkt die Aktivitäten der Kids frühzeitig in geordnete Bahnen. So sorgt er dafür, daß ein geklautes Mountain-Bike dem Besitzer zurückgebracht wird, ohne daß gleich die Polizei informiert wird. Vielen angehenden Bandenkrie-

gern ist er schlicht als Ansprechpartner willkommen.

Ein Patentrezept gegen kriminelle Cliquen kann auch Bock nicht bieten. Immerhin aber ist die Jugendkriminalitätsrate in Freiberg von 15 auf 4 Prozent gesunken. Stolz berichtet Bock: „Der zuständige Richter in Cannstatt jammert schon: ‚Nur Straßenbahn-Schwarzfahren und Kaugummi-Klauen, so macht ihr uns ja noch arbeitslos.‘“

„So ein Gefühl der Befreiung“

Skinheads und Türkengangs machen Berlin zur Hauptstadt des deutschen Bandenwesens

In der zubetonierten Fußgängerzone des West-Berliner Stadtteils Tegel, im trüben Licht der Neonreklame, tauchen vereinzelt Jugendliche auf. Einige sind verumumt, andere tragen Armeehosen – ihr Aussehen ist martialisch.

Die Skinheads warten auf ihre Gegner: Türkische Jugendliche, die sogenannten Tegel-Türken, sollen sich am U-Bahnhof Tegel mit ihnen treffen. Langsam schieben auch sie sich aus dem Dunkel und nähern sich den Skins.

Für ihre Aussprache haben beide Seiten Polizeischutz angefordert – denn, so bekennt ein Skin, „wenn hier keine Wanne steht, dann gibt es unter uns fürchterliche Randalen“.

In der „Wanne“, ihrem Einsatzwagen, sitzen zehn Polizisten, vor den Schaufenstern der Geschäfte flanieren Kripo-Leute. Aufmerksam beobachten die Beamten das nächtliche Meeting.

Zunehmend erregt halten sich die Kontrahenten einzelne Aktionen vor: „Das an der U-Bahn, das wart ihr doch!“ „Na und, ihr habt uns doch zuerst angemacht.“

Schlichtend greifen Sozialarbeiter ins Geschehen ein, wann immer Handgreiflichkeiten drohen. Schließlich haben Skins und Türken einander eine Menge vorzuwerfen – Körperverletzungen, Bedrohungen, wüste Prügeleien.

Etwa 20 staatlich besoldeten Menschen gelingt es in dieser Nacht, zu verhindern, daß sich gut 30 Kids prügeln – ein Erfolg.

Denn Berlins Jugendbanden tragen ihre Konflikte kaum noch mit Worten, sondern, immer brutaler, mit Fäusten und Waffen aus. Rund 4000 gewaltbereite Jugendliche, so die Schätzungen der Kriminalpolizei, leben allein in West-Berlin.

Etwa 1200 hat die Kripo bereits in einer Kartei erfaßt, die nicht einmal den Ostteil der Stadt berücksichtigt und die dennoch stetig größer wird. Gut zwei



Berliner Türkengang „Fighters“: „Demnächst tote Schüler vorm Tor“

Drittel sind junge Ausländer, die meisten davon Türken.

Schon Elf- und Zwölfjährige laufen zu den Straßenbanden, die sich ständig zersplittern und wieder neu gründen. Ihre Bewaffnung, so ein Bericht des Jugendseminars, ist in letzter Zeit „deutlich aggressiver geworden“. Baseballschläger, Messer, Axtstiele und Chakus (ein asiatisches Schlag- und Würgergerät) werden nicht nur mitgeführt, sondern auch eingesetzt.

Mit scharfer Übungsmunition haben sich kürzlich Skins in einem ehemaligen NVA-Lager eingedeckt. Unbehelligt kamen sie auf das Gelände, wo Handgranaten, Panzerfäuste, Sprengstoffstangen und Maschinengewehrmunition lagerten.

Nicht nur die Gewaltbereitschaft, auch das Tempo des Schlagabtauschs

hat sich erhöht: Seit dem Fall der Mauer stärkt die rechte Jugendszene Ost-Berlins den Skins im Westen den Rücken. Entsprechend wachsen bei jungen Ausländern Wut und Haß gegen die „Glatzen“.

Im quirligen Kreuzberg haben sich Ost-Skins mit Sprüchen unbeliebt gemacht wie „Ihr Scheiß-Kanaken müßt weg, jetzt kommen wir“. Umgekehrt fahren die „36er“, „36 boys“ und „36 juniors“ – junge Kreuzberger Türkenbanden, die sich nach ihrem Berliner Bezirk 36 benennen – hinüber zum Ost-Berliner Alexanderplatz, „Faschos jagen“, wie es im Szenejargon heißt.

Auf dem Alex wurde der 18jährige Jens Zimmermann, ein Skin aus Dresden, im Juli von einem Hieb mit dem Baseballschläger so schwer am Kopf verletzt, daß er zwei Tage später in ei-

nem Ost-Berliner Krankenhaus starb – der erste Tote in der erbitterten Fehde zwischen Skins und Ausländerbanden.

Um so wichtiger scheinen solche Versöhnungsversuche wie das Treffen in der Tegeler Fußgängerzone. Begegnet sind sich dort auch Kemal und Frank**, beide 16 Jahre alt.

Der Skin ist sich unsicher, ob er seinen türkischen Gesprächspartner schon einmal gesehen hat: „Wenn ich welche von den Tegeler-Türken zusammenschlage“, sagt Frank, „achte ich nicht so sehr auf ihre Gesichter.“

Frank gehört zur sogenannten Pilzgruppe – der Name bezieht sich auf einen pilzförmigen Unterstand in Reinickendorf, dem Treffpunkt der Skin-Clique aus dem Norden Berlins. Ihren schlechten Ruf erwarb sich die Gang vor mehr als zwei Jahren mit Hakenkreuzschmierereien, Nazi-Parolen und Schlägereien.

Als Streetworker Thomas Mücke, 32, sie kennenlernte, berichteten ihm die Pilzler von ihrem Alltag, der bestimmt gewesen sei von „tödlicher Langeweile“. Das einzige Jugendheim vor Ort wartete mit Meditationskursen oder Tanztherapie auf, was Frank „leider gar nicht anmacht“.

Kapital aus der Langeweile der Skin-headers schlugen „Streetworker von rechts“, wie Mücke die Aktivisten aus Neonazi-Gruppen nennt. Die luden die Jugendlichen zu ihren Kneipentreffen ein und stifteten sie zum Verteilen rechts-extremer Flugblätter an.

Als die Pilzler dann auch noch Ausländer und „linke“ Oberschüler angriffen, waren sie schnell als „Nazis“ verschrien: „Dieses Etikett nahmen sie

gleich an“, sagt Sozialarbeiter Mücke, „dabei wußten die gar nicht genau, was ein Nazi ist.“

Mücke sorgte erst einmal für Ruhe. An zwei alten Bauwagen, die sie zu ihrem Freizeittreff ausbauen, läßt die Pilzgruppe derzeit überschüssige Energien ab – friedlich und mit Senatsgeldern.

Ihren Ruf als „Nazis“ aber werden sie so schnell nicht los. Schmerzhaft bekommen sie das in der Tegeler Fußgängerzone zu spüren, wo sie des öfteren von Kemals Jungtürken Keile beziehen.

Kemal gehört zu den „Fighters“, einer rund 70 Mann starken Truppe von meist ausländischen Jugendlichen. Die 16- bis 20jährigen, die sich mit Autoaufbrüchen, Schlägereien und Raubtaten in Verruf gebracht haben, verfügen seit einigen Monaten sogar über eine eigene Nachwuchsorganisation: die „Young Fighters“ – Durchschnittsalter 13 bis 16.

Gegen Skins und „Ausländerfeinde“ sehen die jungen Türken nur ein Mittel – Gewalt: „Wenn die Polizei uns nicht vor den Rechtsradikalen schützt, dann schützen wir uns selber.“

Wegen versuchten Totschlags mit einer Aluminiumkeule läuft gerade ein Verfahren gegen Fighter Charlie, einen 17jährigen Türken. Er selbst erlitt bei einer Schlägerei mit Skins Prellungen, Arm- und Beinbrüche. Eine Anzeige hat Charlie nicht erstattet: „Ich verteidige mich selbst.“

Neue Konflikte sind absehbar: Im Berliner Norden kursiert eine „Kriegserklärung an die Fighters und an alle anderen arschgepöckelten Kanaken hier in Berlin“. „Euch Kreaturen“, drohen die anonymen Verfasser, werden „1. Ellbo-

gen gebrochen, 2. Kniescheiben zertrümmert, 3. Knöchel gespalten“.

Haßerfüllt gehen die Fighters auf „Glatzenjagd“. Dabei geraten sie zwangsläufig mit Franks Pilzgruppe aneinander. Fünfmal, behauptet Frank, habe er schon von den Türken Prügel bezogen; auch ein Schlagring sei ihm schon „auf den Kopf gehauen“ worden.

Umgekehrt teilt auch Frank kräftig aus. Fünf große Aktionen hat er mit seinen Freunden gegen die Türken gestartet: Mit „20 Mann und vier Wagen“ fuhren sie nach Tegel, sprangen dort „raus aus den Autos, auf die drauf und weg“.

Der 16jährige ist bei solchen Attacken verumumt und trägt weite Hosen, damit er „besser rennen und zutreten“ kann. Und wenn er dann mit seinem Axtstiel zuschlägt, gesteht Frank, empfindet er „so ein Gefühl der Befreiung“.

Brutal und generalstabsmäßig, so Streetworker Mücke, planen auch die Ost-Banden ihre Überfälle im Westen. Die Treffpunkte der jungen Türken kennen sie genau. Bevor sie zuschlagen, erkunden sie das Kräfteverhältnis, kommen mit entsprechender Überzahl zurück und prügeln mit Holzknüppeln auf ihre Opfer ein.

Die Skins aus dem Osten übertreffen ihre rechten Gesinnungsgenossen aus dem Westen noch an Dreistigkeit und Brutalität. In Ost-Berlin haben sie bereits Vietnamesen mißhandelt, Ausländerwohnheime überfallen und mit Molotowcocktails Wohnungen von angeblich linken Hausbesetzern gestürmt.

Viele der Skins kommen aus dem Stadtteil Lichtenberg, wo sich der Ost-Berliner Sozialdiakon und Streetworker Michael Heinisch, 26, um sie kümmert. Die Jugendlichen, deren Eltern meist Schichtarbeiter sind, seien, so Heinisch, „auf der Straße groß geworden“. Einige Skins – die meisten sind jetzt arbeitslos oder stehen kurz vor der Entlassung – haben sich zur „Lichtenberger Street Gang“ zusammengetan.

„Aus den Kreisen der Skins bekommen wir immer ganz gute Leute“, berichtet der Wiener Rechtsextremist Gottfried Küssel, Berater der rechtsradikalen Nationalen Alternative Berlins. Die wachsende Zahl von Ausländern in der Stadt werde zu „Rassenproblemen“ gewaltigen Ausmaßes führen – eine Botschaft, auf die Ost-Berliner Jugendliche noch aggressiver reagieren als die Wessis. Küssel: „Die haben hier weniger und sehen immer die Ausländer, die, gesegnet mit Zivilisationsgütern, aus dem Westen rüberkommen.“ Bei Kemal wiederum kommt Haß hoch,

* Bauwagen-Projekt der Berliner „Pilz-Gruppe“.

** Namen von der Redaktion geändert.



Freizeittreff für Jugendbanden*: „Kriegserklärung an Kanaken“

wenn er „diese Hohlköpfe aus dem Osten“ in Tegel einfallen sieht: „Dann fühle ich mich provoziert, dann schlage ich zu.“ Irrtümer sind dabei nicht ausgeschlossen: So haben Kreuzbergs „36er“ auch schon mal zwei amerikanische Soldaten verdroschen, die sie wegen ihrer kurzen Haare mit Skins verwechselt hatten.

Mit der deutschen Einheit ist das Klima für die Türken in Berlin rauher geworden. Gerade den Jüngeren, die in Deutschland geboren sind und sich als Berliner mit ausländischem Paß begreifen, ist rätselhaft, warum ausgerechnet den Ostlern, die sie für die wahren Ausländer halten, mehr Freiheiten zugestanden werden als ihnen.

Kemal etwa begreift Tegel als „seinen“ Stadtteil, in dem er lebt und arbei-

fensterfronten entglasten. In Berlin, empörte sich die schwarz-rot-gold eingefärbte *Bild*-Zeitung, hätten „Kreuzberger Chaoten und Türken-Gangs“ für eine „Nacht der Schande“ gesorgt.

Die radikalen Linken dagegen lobten in einem Flugblatt („Bildet Banden!!!“) die jungen Ausländer. Bemerkenswert sei, daß auch sie nun „auf die Straße“ gingen und sich organisierten.

Doch die Allianz zwischen den militanten Türken und den linken Autonomen steht auf wackligen Beinen. So haben Kreuzberger Autonome versucht, einem Mädchen von den „Ghetto Sisters“ zu erklären, was eine Revolution ist – ohne Erfolg. Das Gerede von der „klassenlosen Gesellschaft“ kam bei der jungen Türkin nicht an. Einig sind sich Autonome und Türken

In den Schulen, die für solche Gespräche prädestiniert sind, tut sich wenig. Vor allem die Direktoren, die um den Ruf ihrer Anstalt fürchten, halten sich zurück. „Der Rektor, der behauptet, er habe keine Probleme mit Jugendgangs, der lügt“, sagt Kiez-Lehrer Beyler. „Die Jugendlichen“, weiß der Pädagoge, „laufen doch schon mit der Knarre rum.“

„Demnächst liegen da tote Schüler vorm Schultor“, fürchtet Beylers Rektor Bert Böttig. Schon jetzt sei mit einer überdurchschnittlichen Schwänzerquote in Berlins Schulen zu rechnen, weil viele Eltern Angst hätten, ihre Kinder zur Schule zu schicken.

„Mit den Türken müßt ihr selber fertig werden“ – das ist das Übliche, was man so von Lehrern hört“, berichtet

Schüler Daniel, 16 und Mitglied der Pilsgruppe. Als 20 Anhänger einer gegnerischen Bande vor der Schule auf ihn warteten, bat er seinen Rektor, die Polizei zu holen. Aber der habe ihm nur gesagt: „Du bist Nazi, für dich mache ich das nicht.“

Vor allem Skins werden von linken Lehrern allzu schnell als Nazis abgestempelt. „Wenn das Gespräch auf den Holocaust kam, hat mein Lehrer immer gefrotzelt: ‚Na, was sagt denn unser kleiner Rechter dazu?‘“ berichtet Frank. Ein anderer Lehrer habe ihm sogar bessere Noten für den Fall versprochen, daß er Adressen und Autonomern von „Nazis“ verrate.

Mit einer eigens gegründeten Arbeitsgemeinschaft Gruppengewalt bemüht sich mittlerweile die Berliner Polizei um eine Lösung des Bandenproblems. Doch eigentlich, mahnt Kripokommissar Wolfgang Gerke, 33, sei das „kein polizeiliches, sondern ein gesellschaftliches Problem“.

Diese Erkenntnis teilen auch die Berliner Sozialdemokraten, die ihrerseits eine Arbeitsgruppe zum Thema „Zunehmende Gewaltbereitschaft von Jugendgruppen“ eingerichtet haben. Tiefgreifende Erkenntnis: Es bedürfe eines „Lösungsansatzes, der politische Antworten auf vielfältige Ursachen gibt“.

Um den jungen Bandenkriegern diese Antworten auch zu vermitteln, sollen nun 15 zusätzliche Streetworker an die Front – „viel zu wenige“, wie schon jetzt der Kollege Mücke meint.

Zudem: Streetworker können nur die Symptome kurieren. Konzepte, die tiefer greifen und an der trostlosen Berufssituation der Jugendlichen ansetzen, fallen noch ziemlich dürrig aus. Vom Jugendsenat werden lediglich 830



Straßenkrawalle im Osten Berlins*: Türken-Hilfe für Autonome

tet: „Und plötzlich kommen die Ostler hierher und haben mehr Rechte als ich, nur weil sie Deutsche sind. Die dürfen wählen, ich darf nur Steuern zahlen.“ Seine Eltern, sagt Kemal, „haben kein Begrüßungsgeld bekommen“.

Für Kiez-Lehrer Erich Beyler, 43, der viele „36 boys“ kennt, tobt eine Vorform von Krieg in Kreuzberg. „Meine türkischen Schüler differenzieren nicht mehr, die sehen einfach nur Ostler, die sie nun nicht mehr mögen.“

Kein Wunder, daß sich der Haß junger Türken am symbolträchtigen Tag des deutschen Einheitstrubels entlud: Etwa 200 türkische Jugendliche halfen rund 500 Linksradikalen, die auf dem Alexanderplatz Autos abfackelten und

nur in einem: in ihrem Kampf gegen die Skins.

Entsprechend argwöhnisch beobachten autonome Gangs jeden Versuch, zwischen Ausländern und Skins Frieden zu stiften. Was die „Faschos“ angeht, sagt ein Vertreter des „Kreuzberger Prügelpenums“, so bevorzugten sie bei ihrer „Überzeugungsarbeit“ die Eisenstange gegenüber dem Holzknüppel.

Daß Prügeleien „ungeil“ seien, meint der linksradikale Streetfighter, müsse jedem Skin schmerzhaft bewiesen werden – „indem du ihm die Zähne aus der Fresse drischst“. Solche Argumente zeigen dem Sozialarbeiter Mücke, „daß Gespräche nicht nur mit rechts orientierten Jugendlichen nötig sind“.

* Am 3. Oktober auf dem Alexanderplatz.

Ausbildungsplätze mit spezieller sozialpädagogischer Betreuung mit finanziert. Und damit bleibt die Szene letztlich sich selbst überlassen. Und Gerüchte, eines finsterner als das andere, verschärfen die ohnehin aufgeheizte Stimmung. Da wird beispielsweise aus einem jungen Türken, der beim S-Bahn-Surfen tödlich verunglückte, ein von „Nazis“ ermordetes Opfer.

Als im April vorigen Jahres, zu Hitlers 100. Geburtstag, das Gerücht durch Kreuzberg geisterte, hundert Türken sollten umgebracht werden, schickten verängstigte türkische Eltern ihre Kinder nicht zur Schule. Ältere Schüler, berichtet Lehrer Beyler, kamen bewaffnet in den Unterricht.

Ein Gerücht hat vorerst auch ein erneutes Treffen zwischen Frank und Ke-

mal verhindert. Kurz vor dem Termin, erzählt Frank, „ritten irgendwelche Skins in Tegel ein und jagten dort die Türken“. Auch Mitglieder der Pilzgruppe sollen dabeigewesen sein, behauptet das Gerücht – das Frank für falsch und Kemal für wahr hält.

Frank ließ den Termin platzen. Das sei, davon ist er überzeugt, für ihn „gesünder“ gewesen.

„Ein paar Zähne gehen drauf“

Die Lichtenberger Street Gang über den Straßenkampf der Jugendbanden im Osten Berlins

SPIEGEL: Marc, du trägst ein Bärtchen wie Adolf Hitler. Was hat das zu bedeuten?

MARC: Auf der einen Seite steh' ich auf Charlie Chaplin. Auf der anderen Seite bin ich aber unwahrscheinlich für das Deutsche Reich. Mich nennen sie hier „Führer“ oder „Adolf“. Hitler war nur 'ne Marionette. Wir sind Alt-Nationalisten, keine Nazis.

SPIEGEL: Was soll das heißen: Alt-Nationalisten?

MARC: Wir sind fürs Vaterland, für unser Deutschland. Wir wollen die polnischen Gebiete wiederhaben, auch wenn wir dafür zahlen müssen. Ich meine, Krieg ist so 'ne Sache für sich. Das soll möglichst friedlich abgehen.

SPIEGEL: Gegen Gewalt habt ihr doch aber nichts.

MARC: Nur, wenn wir angegriffen werden. Hier am Lichtenberger Bahnhof hatten wir schon zehn Angriffe, neun haben wir abgewehrt, einmal gab's 'ne totale Niederlage.

SPIEGEL: Wer greift euch denn an?

MARC: Türken, alles Türken aus Kreuzberg. Die kommen mit Messern und Äxten hier nach Lichtenberg und geh'n auf uns los.

SPIEGEL: Und womit wehrt ihr euch?

MARC: Also, auf dem Dach vom Bahnhof liegen jede Menge Steine. Flaschen, Mollis stehen auch da. Und wenn die Türken kommen, gehen schon vorher mindestens 20 Mann von uns mit zwei Leitern oben aufs Dach. Wenn dann die Mollis

runterfliegen, kommt keiner mehr durch.

SPIEGEL: Woher wißt ihr vom Anmarsch der feindlichen Gangs?

MARC: Das will ich jetzt nicht so genau sagen. Aber wir haben gute Verbindungen zu den Leuten in der Weitlingstra-

ße. Und es gibt da noch Außenposten, die uns rechtzeitig alarmieren, wenn die Kreuzberger kommen.

SPIEGEL: Ihr habt einige Mädchen in der Gang, kämpfen die auch?

KAY: So zehn bis fünfzehn Mann sind auch als Mädels akzeptiert. Und die hauen natürlich auch drauf, na klar.

SPIEGEL: Isa, wie kamst du zur Lichtenberger Street Gang?

ISA: Also ich bin mit meinem Freund mal zu 'ner Fete in die Weitlingstraße gegangen. Dort hab' ich die Leute kennengelernt. Und das hat mich dann doch alles irgendwo ziemlich interessiert, das mit der Nationalen Alternative und so.

Eines Tages hieß es dann: Auf dem Bahnhof sind wieder die Rumänen. Wir also hin. Die Rumänen saßen da wirklich rum. Wir sind zu den arbeitenden Kräften gegangen und haben denen einfach die Besen weggenommen, ganz einfach, so schwupp. Das gab 'nen bißchen Stunk, aber dann ging's los: Wir haben den ganzen Dreck in die Ecke geschoben, wo die Rumänen saßen.

SPIEGEL: Ihr habt sie mit dem Besen vertrieben?

ISA: Ja, genau. Wir haben immer eine Ecke saubergemacht und dann den Müll weitergeschoben. Ab in die nächste Ecke. Es war herrlich. Die Rumänen sind immer vor uns her und dann ganz raus aus dem Bahnhof. Ich fand das eben ganz schau, weil wir da wirklich alle zusammengehalten haben. Wir sind nämlich nicht nur auf Randalen aus, wir haben das echt friedlich gemacht. Nur den Besen geschnappt, gefegt und sie immer mit weggeschubst.



Die Lichtenberger Street Gang

nennt sich nach ihrem Treffpunkt, dem Ost-Berliner Bahnhof Lichtenberg. In dessen unmittelbarer Nähe, in der Weitlingstraße, befinden sich drei von Neonazis besetzte Häuser und die Parteizentrale der Nationalen Alternative, einer rechtsextremen Splittergruppe. Aus diesem Milieu vor allem rekrutiert sich die etwa 100 Mitglieder zählende Street Gang, die auch bei den Leipziger Krawallen vom vorletzten Wochenende vertreten war. Am SPIEGEL-Interview beteiligten sich die Minderjährigen Kay, 16, und Isa, 15 (auf dem Foto unkenntlich gemacht), sowie Jens, 18, und Marc, 21.

Das SPIEGEL-Interview führten die Redakteure Claudia Pai und Martin Doerry.